

Obwohl die Reisegruppe weitgehend alle klassischen Stationen einer Pilgerfahrt abarbeitete, zeigt Dietrichs von Schachten Reisebericht, dass Pilgerreisen Ende des 15. Jahrhunderts nicht mehr das sind, was sie im Hochmittelalter einmal waren. Die Beschreibung des Heiligen Landes nimmt nur einen geringen Teil des Reiseberichts ein. Stattdessen rückt offensichtlich das Interesse an Repräsentation in den Mittelpunkt: Im Verlauf der Reise wird an zahlreichen Fürstenhöfen Halt gemacht, zuletzt auch beim Papst in Rom, beim Dogen in Venedig, am Hof Kaiser Maximilians. Berichtet wird von Jagdausflügen und „wie die Venediger ihn der Fastnacht umblauffenn ihn köstlichenn Kleidernn“ (S. 241). Deshalb ist der Bericht Dietrichs von Schachten auch formal gesehen kein klassischer Pilgerreisebericht, wie beispielsweise noch der seines Zeitgenossen, des Mönchs Felix Fabri, einer ist. Auch wenn die Gesellschaft das Heilige Grab im Blick hatte, ist die Kontaktpflege auf dem Weg dorthin das eigentliche Ziel. Ein wenig gewinnt man den Eindruck, dass die damit einhergehenden Entbehrungen ungern in Kauf genommen werden. So

Tipp! Durch Grebenstein verlaufen drei verschiedene Denklehrpfade. Unter dem Motto ‚global denken, lokal wandern‘, kann man rund um den Burgberg von antiker und asiatischer Philosophie inspirierte Stationen entdecken. Passend gestaltete Bänke laden zum Verweilen ein. Auch die mittelalterliche Stadtbefestigung ist an vielen Stellen in Grebenstein noch sichtbar, so durch mehrere Burgtürme, deren Erhaltungszustand von Turm zu Turm variiert. Begehbar sind beispielsweise der Jungfernturm und das Burgtor mit Turm. Besteigen Sie den Jungfernturm (siehe Foto) und lassen Sie sich von Siegfried Markl, der hier regelmäßig am 3. Sonntag im Monat vor Ort ist, ein wenig zur Geschichte Grebensteins erzählen.

hält Dietrich bei einem nächtlichen Überfall fest: „Ich hatte eine flaschen mitt guttenn wein, die wardt mir genohmmenn undt darzu über denn halss geschlagen.“ (S. 209) Als ob ihm der Verlust einer Flasche schlechten Weins weniger berichtenswert erschien. Eine andere Textstelle aus dem Reisebericht rechtfertigt zumindest seinen Ansatz: „nicht das Ich solches ihn hoffartt oder mir zu rhumb schriebe, sondern mir zu einer gedechtnis undt kurzweil, will Ich sagenn vonn einer stadt zu der andernn“ (S. 166). Ob Dietrich tatsächlich, wie es gerüchteweise kolportiert wurde, nach seiner Rückkehr in Folge eines in Venedig eingenommenen Liebestranks dem Wahnsinn verfiel, muss offen bleiben.

Die Amtszeit Dietrichs von Schachten, die mit seinem Tod im Jahr 1503 endete, ist zeitlich nicht weit entfernt von der strategischen Bedeutungslosigkeit, in die die Grebensteiner Burg seit der Mainzer Stiftsfehde 1461–63 gefallen war. Schon in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts war die Burg als Verwaltungssitz kaum mehr besetzt, seit 1528 wurde die Anlage als Fruchtspeicher genutzt, bis sie im 30-jährigen Krieg größtenteils zerstört wurde. Bis heute noch erhalten geblieben ist ein Teil der Außenmauern, der mittels eines im Innenhof umlaufenden Treppenausbaus auch begehbar ist – der Aufstieg lohnt sich.

Antonia Krihl

Stichwort: Pilgerreisen

Der Übergang vom Spätmittelalter in die Frühe Neuzeit ist gekennzeichnet durch viele Veränderungen. Die Grenzen der Lebenswelt wurden von Europa aus zunehmend erweitert, ob durch geistliche (Pilgerreise) oder durch weltliche Interessen (Repräsentations-, Eroberungs-, Entdeckung- oder Handelsreise). Die mit solchen Reisen verbundenen, teils öffentlichkeitswirksamen Berichte trugen dazu bei, ein neues Bewusstsein für die eigentlichen Ausmaße der Umwelt zu schaffen, weit über Europa hinaus. Die vormals anrühige ‚curiositas‘ („Neugier“) wurde positiv bewertet. Schließlich erfuhr auch die Pilgerreise im 15. Jahrhundert eine Neudefinition: Durch den wachsenden Einfluss des Humanismus wurde die Pilgerreise mehr und mehr zur Bildungsreise, bei der der Reisende selbst aktiv dazu beitragen konnte, das menschliche Wissen zu erweitern. Zuvor hatte sie in erster Linie das Ziel, die Wege und Leiden Christi in eigener Person nachzuvollziehen, entsprechende Ablässe zu tätigen und anschließend gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren.

hōrta dātē. sūdātē sīb. herūm anōn mō
tū. hiltabrāt otha dubrāt. unīar herūn wēn,
mū fatarungo. hōsāro rībūn gapuān sē ivo
g. dhamūn. gurām sīb. ivo. sūnt ana. helidos
hōrīnga dōsīe tō dero hiltū mūn. hiltabrāt
gimahalta heribrāntes sūnū. herūuās heroro
mān ferahes frotoro. her fragei gīstūont fohem
uor tūm. pā sīn fater pāri sūrō ln folche eddo
pēlhhes cnuos lās dū sīr. ī bu dū mīgnan sāger. ik
mī deō dreuuet chīnd ln chūmīnō rīche. chud īst
mīn alīr mīn deot. hadubrāt gīmahalta hilt
lōz antē sūnū dāt sāgetūn mī uīr elūq atē ant
roce dea ēr hīnā pā rūn. dāt hiltabrāt hētā
mīn fater. ih hētū hadubrāt. for nher ofar
gīh nēt flobher otachr sūd hūnā mīn theot rībhe
mīn sīnērō degānō sīlū. her sūr laet ln lante lūtālā
sīrētī pūc ln bure bār nūpā hīnā ar beolā oīā
hēr sūr ofar hīnā dē sīd. dē rībhe dār bā gī
stūontūn fater ēr mīn s. dāt unās sōfrūnt
lāōr mān her pās otachr sūm mēt ar rī degā
nō dēchīstō unī dēot rīd hē dār lā gīstōntūn
hēr pās eo folches at ēntē mō pūasēo pēhā. tīleop
chud pās her chorīnēn mān nūm nī pā mī ih
mī līb habbe. sūnū mīn gōt quād

Nr. 3

Ein wahrer Schatz Kassels

Kassel, Landes- und Murhardsche Bibliothek
Hildebrandslied (ca. 825)

Ein Vater und Sohn stehen sich zwischen zwei Kriegerscharen gegenüber und erkennen einander nicht: Hildebrand, der treue, kampferfahrene Gefolgsmann Dietrichs, seit 30 Jahren ins Exil verbannt, und Hadubrand, der seinen Vater für tot hält. Sie rüsten sich zum Einzelkampf. Der ältere Krieger fragt den jüngeren, wie er heißt, und will sich nach seiner Abstammung erkundigen. Hadubrand gibt Hildebrand in seiner ersten Rede zu wissen, „dat Hiltibrant hætti min fater: ih heittu Hadubrant“ („dass mein Vater Hildebrand geheißten habe: Ich heiße Hadubrand“ V. 17). Er erzählt seine Lebensgeschichte; sein Vater habe seine Mutter und ihn zurückgelassen, vertrieben durch den Zorn Otachers. Er beteuert, sein Vater sei nicht mehr am Leben. Ohne es eindeutig zu sagen, legt Hildebrand Hadubrand nahe, dass er sein Vater sei: „Niemals hast du je mit einem engeren Verwandten als mir verhandelt.“ Doch Hadubrand kann es nicht für wahr halten, er wisse doch von Weisen, von Seeleuten, dass sein Vater längst im Kampfe gefallen ist. Die Handlung erreicht ihren Höhepunkt, als Hildebrand seinem durch Sturheit verblendeten Sohn einen goldenen Armring als ein Zeichen des guten Willens auf der Speerspitze überreicht. Zum Kampf entschlossen, weist Hadubrand den Ring zurück. Er will hinter der Schenkung eine List sehen. Als Reizreden werden gegenseitige Beleidigungen fortgesetzt, der tragische Kampf erscheint letzten Endes unabwendbar. „Unheil geschieht“ ruft Hildebrand auf: „wewurt skihit“ (V. 49). Entweder wird er mit dem Schwert seines eigenen Sohns erschlagen oder er wird selbst zu seinem Mörder: „nu scal mih suasat chind suerto hauwan, / breton mit sinu billiu, eddo ih imo ti banin werdan“ („Nun wird mich mein Kind mit dem Schwert schlagen, niederstrecken mit seiner Klinge, oder ich ihm zum Mörder werden.“ V. 53f.).

Das *Hildebrandslied* ist zweifelsohne eines der bedeutendsten und spannendsten Werke der deutschen Literaturgeschichte. Sein einziger Textzeuge liegt in der Landes- und Murhardschen Bibliothek Kassel. Zwei Mönche des Klosters Fulda schrieben das einzigartige Gedicht im dritten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts nieder, und zwar auf das leergebliebene erste und letzte Blatt eines lateinischen Codex, der Teile

der Bibel enthält. Es war im Mittelalter durchaus üblich, das teure, leergelassene Pergament mit Textsorten aller Art zu füllen. Allerdings erscheint dieser heldenepisch-volkssprachige Text in seinem biblisch-lateinischen Überlieferungskontext höchst außerordentlich.

ForscherInnen haben sich über fast jeden Aspekt des Gedichts hoffnungslos zerstritten: seine Entstehung, seine Sprache, seine vermutete Verwandtschaft mit mündlichen Sagen, die Herkunft seines Stoffes, die Psychologisierung der Figuren usw. Was glauben wir von dem *Hildebrandslied* eigentlich zu wissen, ohne ihm einen Sinn zu unterstellen und ohne seine Geschichte durch die Linse unseres modernen Verständnisses zu betrachten? Unbestritten ist, dass das *Hildebrandslied* einen in faszinierender Weise mit der Alterität des Frühmittelalters konfrontiert.

Das betrifft zunächst die Metrik. Beim *Hildebrandslied* handelt es sich um Stabreimdichtung. Stabreim bedeutet: die klangliche und inhaltliche Verbindung sinntragender Wörter durch gleiche Anfangsbuchstaben. Der Stabreim und auch die einleitende Formel „Ik gihorta ðat seggen“ (V. 1) legen eine mündliche Überlieferung nahe, dennoch gibt es widersprüchliche Hinweise, dass die Handschrift von einer verschollenen schriftlichen Vorlage abgeschrieben wurde. Zumindest fingiert der/die DichterIn, wann und wo auch immer er/sie wirkte, literarisch eine Gattung, die für den mündlichen Vortrag gemacht erscheint. Das Gedicht besteht aus fortgeschriebenen Versen und beginnt mit einer epischen Rede, die die Szene darstellt.

Tipp! Direkt neben der Bibliothek liegt die ‚Grimmwelt‘, ein Museum über Leben und Wirken der Brüder Grimm. Im Naturkundemuseum Ottoneum kann die Holzbibliothek von Carl Schildbach bestaunt werden. Unter dem Motto „Sammlung von Holzarten, so Hessenland von Natur hervorbringt“ sammelte Schildbach zwischen 1771 und 1799 um die 530 Baum- und Straucharten, die er in einer Art Scheinbuch kunstvoll arrangierte.

Der dramatische Dialog zwischen Vater und Sohn, gemischt in direkter und indirekter Rede, macht den Löwenanteil des Gedichts aus bis hin zum Schluss, in dem der unausweichliche Kampf begonnen wird. An dieser Stelle scheint der Erzählfaden unvollendet abbrechen, dennoch ist es möglich, das der/die DichterIn den Kampfausgang im Sinne eines poetischen Kunstgriffs verschweigt.

Durchaus anspruchsvoll zeigt das *Hildebrandslied* meisterhafte Beherrschung rhetorischer Kunst, die epische, dramatische und lyrische Dimensionen